

André Gide und Deutschland

Gespräch mit dem Dichter

Von

Walter Benjamin

Deutsche Allgemeine
Zeitung
29. 1. 1929

Der bekannte französische Schriftsteller André Gide hält sich jetzt in Berlin auf. Seine Dichtung „Der verlorene Sohn“ gelangt heute in der Uebersetzung von Rilke im Deutschen Künstlertheater zur Uraufführung.

Es war einer der ersten Kritiker Frankreichs, der mir, als ich vor wenigen Wochen ihn sprach, auf meine Frage: „Wer unter den großen Franzosen erscheidet Ihnen seiner Gestalt, seinem Werk nach uns am verwandtesten?“ die Antwort gab: „André Gide.“ Ich will nicht leugnen, daß ich sie, wenn nicht erwartet, so erhofft hätte. Vermeiden wir aber ein naheliegendes Mißverständnis: Wenn Gide, der Mann, der Dichter, in gewissen Zügen eine unleugbare Verwandtschaft mit dem deutschen Angerum hat, so heißt das nicht, er käme, als Künstler, den Deutschen entgegen, mache es seinen deutschen Lesern leicht. Ihnen nicht und nicht seinen Landsleuten.

Das Paris, dem er entstammt, ist nicht das der ungezählten Romanschreiber und des internationalen Komödienmarkts. Anlage und Familie binden ihn mehr als an diese Stadt an den Norden, die Normandie und vor allem den Protestantismus. Man muß ein Werk wie die „Porte étroite“ lesen, um zu erkennen, mit welcher Liebe Gide diese Landschaft umfassen hält, und wie sehr die ästhetische Leidenschaft seiner jungen Heldin diese Landschaft in sich befaßt.

Ein moralistischer, reformattischer Zug ist seinem Werk von Anfang an eigen gewesen: produktive und kritische Energie sind bei kaum einem Dichter enger aneinandergebunden gewesen als bei ihm. Und ob es vor dreißig Jahren der Protest des jungen Gide gegen den primitiven, unfruchtbaren Nationalismus Barrès' war, ob heute sein letzter Roman, die „Faux Monnayeurs“ eine schöpferische Korrektur der landläufigen Romanform aus dem Geiste der romantischen Reflexionsphilosophie vornimmt — in diesem Einen: vom Gegebenen, ob er es draußen oder in sich selber fand, nur immer abstoßen zu müssen, ist dieser Geist sich durchaus treu geblieben.

Wenn darin das Wesen dieses als Dichter wie als Moralisten gleich bedeutenden Autors liegt, so sind es zwei Große, die ihm den Weg zu sich selber gewiesen haben: Oscar Wilde und Nietzsche. Vielleicht hat der europäische Geist in seiner westlichen Gestalt im Gegensatz zu seinem östlichen Gestalt in Tolstoi und Dostojewski nie deutlicher als in dieser Dreierheit sich dargestellt. Wenn dennoch später, als der Dichter die Rede auf das bringt, was er dem deutschen Schrifttum zu verdanken hat, der Name Nietzsche nicht gefallen ist, so mag es sein, weil von Nietzsche reden für Gide in einem allzu intensiven, allzu verantwortlichen Sinne von sich selber handeln hieße. Denn der würde wenig von Gide erfährt haben, der nicht wüßte, daß Nietzsches Gedanken ihm mehr waren als der Auftrieb zu einer „Weltanschauung“. „Nietzsche“, so hat es Gide ge-

legentlich in einem Gespräch gesagt, „hat eine königliche Straße dort gebahnt, wo ich nur einen schmalen Pfad hätte anlegen können. Er hat mich nicht „beeinflusst“; er hat mir geholfen.“

Es ist Bescheidenheit, wenn von allem heute kein Wort fällt. Bescheidenheit: diese Tugend hat zwei Gesichter. Es gibt die vorgegebene, die gebrühte, die gespielte des Kleinen und die erwärmende, gelassene, wahre des Großen. Sie strahlt überzeugend aus jeder Bewegung des Mannes. Man fühlt, er ist gewohnt im Hofstaat der Ideen sich zu bewegen. Von dort, von dem Umgang mit Königinnen, die leise Intonation, das zögernde und doch gewichtige Spiel der Hände, der unauffällige, aufmerksame Blick seiner Augen. Und wenn er mir berichtet, gemeinhin ein unbehaglicher Unterredner im Gespräch zu sein — schein und wild zugleich — so weiß ich: für ihn bedeutet es Gefahr und Opfer zugleich, aus dem gewohnten, einsamen Daseinskreis, jenem Hofstaat, herauszutreten. Er zitiert mir das Wort Chamforts: „Hat jemand ein Meisterwerk zustande gebracht, so haben die Leute nichts Eiligeres zu tun, als ihm das nächste unmöglich zu machen.“ Gide hat die Ehren und Würden des Ruhms so kräftig wie sonst keiner von sich abgeschüttelt. „Zwar heißt es“, sagt er, „bei Goethe, nur die Bäume sind bescheiden, aber doch gab es“, so fährt er fort, „keinen Genius, der bescheidener gewesen wäre als er. Denn was will es heißen, im höchsten Alter noch die Geduld, die Unterordnung verstoßen sich selbst gebracht zu haben, sich mit dem Verfallenen zu befaßen. Ja, lesen selber war für diesen Mann, am Abend eines ungeheuren Wertes, schon Bescheidenheit.“

Es ging in Frankreich eine Zeitlang das Gerücht, Gide wolle die Wahlverwandtschaften übersetzen. Und da noch jüngst das Tagebuch seiner „Kongresse“ von der erneuerten Lektüre des Buches spricht, so werfe ich eine Frage danach ins Gespräch. „Nein“, erwidert Gide, „übersetzen ist mir jetzt ferner gerückt. Freilich, immer noch würde Goethe mich anziehen.“ Hier ein leichtes für ihn charakteristisches Zögern. „Und gewiß in den Wahlverwandtschaften ist der ganze Goethe. Wenn ich aber jetzt überhaupt etwas übersetzen würde, dann wären es eher Prometheus, Stellen aus der Pandora oder entlegener Prosafetzen, wie die Schrift über Windelmann.“

Hier denke ich an Gides jüngst erschienene Uebersetzung aus dem Deutschen, ein Kapitel des „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller. Was mag den Dichter in dieser Richtung gerufen haben? Mir geht ein Wort von Gides verstorbenen Freunde Jacques Rivière durch den Kopf — das Wort von dem „Hausgarten des Zögerns“, in welchem Gide auf Lebenszeit verweile. Diesen Garten hat auch Keller, der Dichter der gründlichen Bemerkungen und leidenschaftlichen Vorbehalte, bewohnt, und so mag die Begegnung der beiden großen Prosaliter sich ergeben haben.

Aber es kommt nicht dazu, daß ich Gide selber darüber vernehmen könnte. Denn, mit einer plötzlichen Wendung der Unterhaltung: „Ich möchte Ihnen noch einige Worte über die Absicht meines Kommens sagen. Es geschah mit dem Vorhaben, eine conferencia in Berlin zu halten. Und ihrer Vorbereitung wollte ich, in aller Ruhe

und Zurückgezogenheit, die erste Woche meines Aufenthaltes wohnen. Aber es kam ganz anders als ich vermutet hatte. Denn die Liebenswürdigkeit der Berliner, ihr zuvorkommendes Interesse für mich, erwies sich als so groß, daß die Mühe, mit der ich gerechnet hatte, sich nicht einstellen wollte. Begegnungen und Gespräche füllten meine Zeit aus. Andererseits stand mein Entschluß fest, nicht anders als mit einer sehr durchdachten Rede hier zu erscheinen. Je voulais faire quelque chose de très bien. Und ich würde mich freuen, wenn Sie das bekanntgeben und hinzufügen, daß mein Vortrag nicht aufgegeben, sondern nur seine Ausführung vertagt ist. Ich werde wiederkommen und werde meine conférences mitbringen. Sie wird vielleicht dann ein ganz anderes Thema haben, als es mir für diesmal vor Augen stand. Nur soviel: ich hatte nicht vor und plane auch ferner nicht, hier über französisches Schrifttum zu sprechen, wie es in letzter Zeit des öfteren geschehen ist. Immer wieder habe ich in Berliner Gesprächen erfahren können, wie gut bei Ihnen alle, die es angeht, darüber unterrichtet sind.

Ich gedachte von etwas ganz anderem zu sprechen. Ich wollte darlegen, was für mich als französischer Autor in Ihrer Literatur das Fruchtbarste, Förderlichste gewesen ist. Sie hätten von mir gehört, welche Rolle Goethe, Fichte, Schopenhauer in Frankreich und besonders in mich gespielt haben. Auch hätte ich die Gelegenheit ergriffen, von dem neuen intensiven Interesse, das deutsche Dinge jetzt bei uns finden, mit Ihnen zu reden. Ich darf, wenn ich den heutigen französischen Literaten gegen den der vorigen Generationen halte, das eine sagen: Er ist wihbegieriger geworden; sein Blick ist im Begriff, sich über die kulturellen und sprachlichen Grenzen der Heimat hinaus zu weiten. Vergleichen Sie mit dieser Haltung das Wort von Barrès: „Sprachen lernen! Woju? Um dieselbe Dummheit auf drei oder vier verschiedene Arten zu sagen?“ Bemerken Sie das Erstaunliche dieser Wendung? Barrès denkt überhaupt nur ans Reden; das Wesen einer fremden Sprache, das Eingehen in eine fremde Literatur zählen für ihn nicht. War es bei Barrès ein vorwiegend nationales Genügen, so war es um die gleiche Zeit bei Mallarmé ein Genügen an der geistigen Innemwelt, das jeden Blick ins Draußen, Reiselust und Sprachkunde, zu etwas Seitenem machte. Führte nicht vielleicht die Philosophie des deutschen Idealismus ihre französischen Jünger zu dieser Haltung?

Und Gide erzählt die reizende Anekdote, wie die Hegelsche Lehre durch Villiers de Vileladam in den Kreis um Mallarmés Eingang gefunden habe. Villiers nämlich kaufte als junger Mann eines Tages an einer Straßenecke eine Düte heißer Kartoffeln; die Düte aber war ein Bogen aus einer Uebersetzung von Hegels „Ästhetik“. So und nicht auf dem offiziellen Weg über die Sorbonne und Victor Coulin soll der deutsche Idealismus zu den Symbolisten gekommen sein.

„Ne jamais profiter de l'élan acquis“ — nie vom einmal erreichten Elan Gebrauch machen; das bekennet im „Journal des Faux-Monnayeurs“ Gide als einen der Grundsätze seiner literarischen Technik. Aber es ist weit mehr als eine Regel

seines Schreibens, es ist der Ausdruck einer Geisteshaltung, die jeder Frage begegnet, als sei sie die erste, die einzige ihrer Welt, die nur eben eist aus dem Nichts hervorgegangen ist. Und wenn der Dichter als repräsentativste Erscheinung des geistigen Frankreichs eines hoffentlich nahen Tages an deutsche Hörer sich wenden wird, wird er im Sinne solch neuen Beginnens, in einem Geist einsetzend, der nichts den Stimmungen und Konjunkturen der öffentlichen Meinung hüben und drüben dankt. Niemandem mehr als dem, der vor vielen Jahren geschrieben hat: „Wir erkennen nur das Wert als wertvoll an, das im tiefsten eine Offenbarung des Hohen und der Kraft ist, aus der es hervorging“, ist Völkergemeinschaft ein Ding, das nur in höchster, präzisester Ausprägung, freilich auch nur in strengster geistiger Säuterung, der nationalen Charaktere sich bildet. Halbunkel oder Verschwoommenheit, wo immer es sei, sind kein fremd; nicht umsonst hat sich Gide immer wieder als Fanatiker der Zeichnung, des schärfen Konturs bekannt.

In diesem Sinne werden wir ihn, den großen Franzosen, der seiner Physiognomie durch Arbeit, Leidenschaft und Mut die europäische Prägung zu geben vermocht hat, gespannt und freudig in Deutschland zurückerwarten.

Theaternachrichten. In der Staatsoper am Weg der Republik heute „Der Rosenkavalier“ mit den Herren Alt, Schödl, Senke, Jöten und den Damen Reinhardt, Kemp, Klar und Waude. Musikalische Leitung: Georg Sell. Anfang 19 (7) Uhr. — Am Montag Vorstellung der Volksbühne außer Abonnement: „Der und Zimmermann“ mit den Damen Anepel, v. Schelle und den Herren Pammes, Leo Schwändorff, Jöten, Feigers und Peters. Musikalische Leitung: Kapellmeister Wegert. Anfang 19 $\frac{1}{2}$ (7 $\frac{1}{2}$) Uhr. — Am 4. Februar zum erstenmal Gounods „Arzt wider Willen“.

In der Städtischen Oper heute „Der fliegende Holländer“ mit den Damen Helm, Wandler und den Herren Dittler, Embertien, Baumann und Bödel. Musikalische Leitung: Georg Sebastian. Anfang 19 $\frac{1}{2}$ (7 $\frac{1}{2}$) Uhr. — Am Montag „Manon“ mit Frau Wabl in der Titelrolle und den Herren Lehman, Hofmann, Baumann, Feber und Steier. Musikalische Leitung: Georg Sebastian. Anfang 19 $\frac{1}{2}$ (7 $\frac{1}{2}$) Uhr.

Im Staatlichen Schauspielhaus heute „Der Kaufmann von Venedig“ mit Fritz Kortner als Shylock, Hilfi Lohrer, Emil Rodes, Margarete Schön und den Herren Florath, Habant, Raroma, Mithel, Karr, Kainer und Schützler. Anfang 19 $\frac{1}{2}$ (7 $\frac{1}{2}$) Uhr. — Am Montag außer Abonnement geschlossene Vorstellung für den Bühnenvolksbund „Der Kaufmann von Venedig“ in der Besetzung wie vorstehend. Anfang 19 $\frac{1}{2}$ (7 $\frac{1}{2}$) Uhr.

Im Staatlichen Schillertheater heute und Montag Wiederholung von „Shafelbeers „Gude gut, alles gut“ (Gewonnene Liebesmähne) in der Inszenierung von Dr. Wolfgang Hoffmann-Darisch mit den Damen Conrad, Schick, Klotow, v. Thellmann und den Herren Vanusius, Gratz, Koppier, Kraußner, Leubinger, Nieme, Wähler und Wachmann. Bühnenbilder: Emil Urchan. Anfang 20 (8) Uhr.

Im Deutschen Theater am 30. Januar, abends 8 Uhr, 26. Aufführung von „Peer Gynt“ in der Uebersetzung von Christian Morgenstern.

Im Lustspielhaus feiert der Schwant „Unter Geschäftsaufsicht“ mit Guido Dießner am 8. Februar das Jubiläum der 50. Aufführung.